

St. Josephsgärtchen.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester.

Olier, der ehrwürdige Gründer der Genossenschaft von Saint Sulpice in Paris, deren besondere Aufgabe es ist, junge Geistliche heranzubilden, hat den hl. Joseph zu einem der Schutzpatrone seiner Genossenschaft ernannt. Denn er sah zwischen diesem großen Heiligen und dem Priester eine Aehnlichkeit, die er in folgenden Worten ausdrückt:

„Besonders den Priestern kommt es zu, in ihrem Verhalten gegen die Seelen, deren Leitung ihnen anvertraut ist, sich den hl. Joseph zum Vorbild zu nehmen. Dieser große Heilige leitete und erzog Jesus im Geiste seines himmlischen Vaters, voll Milde, Weisheit und Klugheit. So sollen auch wir diejenigen behandeln, die uns anvertraut sind, mit derselben Liebe und Aufmerksamkeit, die der hl. Joseph unterm Herrn gegenüber hatte. Seien wir ihnen Vorgesetzte in Gott, aber betrachten wir uns als ihnen untertan, wie der hl. Joseph der in Jesus stets seinen Herrn sah, obgleich er ihn erziehen mußt und über ihn gesetzt war im Namen und an Stelle des himmlischen Vaters. Darum habe ich den hl. Joseph zu einem der Schutzpatrone des Seminars ernannt, da der Herr diesen Heiligen ganz besonders die Sorge für die Priester übertragen hat, wie er nur in seiner Gnade fand getan.“

„Die Apostel“, sagt der berühmte Suarez, „trugen in die ganze Welt den Namen, die Lehre und die Gnade Jesu Christi. Der hl. Joseph aber trägt unsern Heiland selbst nach Jerusalem und nach Aegypten, nach der Stadt und nach dem Lande, welche das auserwählte Volk und das Heidentum, das heißt der Völker des ganzen Erdalls darstellen.“

Wenn man darüber nachdenkt, so findet man in der Tat eine Aehnlichkeit zwischen dem Priester und dem hl. Joseph in Bezug auf unjeren Herrn. Dieser große Heilige war nicht der wirkliche Vater des Erlösers, aber er hatte von Gott die volle Gewalt eines Vaters erhalten. Er trug das göttliche Kind auf seinen Armen, beherbergte und nährte es in seinem Hause, kleidete es und versah es mit allem Nötigen. Und dies tat er aus Liebe zu Gott und zum Wohle der Menschen, deren Erlöser Jesus war.

Auch dem Priester ist von Gott Gewalt gegeben über den Leib des Herrn im allerheiligsten Altarsakramente, welches er zur Ehre des Allerhöchsten und zum Heile der Menschen verwaltet. Er trägt Christus in seinen Händen in der hochheiligen Eucharistie, er gibt ihm Wohnung im Tabernakel und reicht ihn den Gläubigen zur Nahrung der Seele. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Clemens Brentano spricht sich einmal über Anna Katharina Emmerich folgendermaßen aus:

„In die unglaubliche Wüste der Zeit hinausgehendet, soll sie mit den Zeichen der getreuzigten Liebe verriegelt, für die Wahrheit derselben zeugen. Welch' eine Aufgabe, die Siegeszeichen des lebendigen Gottesohnes, Jesus von Nazareth, des Königs der Juden, am eigenen Leibe zu tragen vor den Augen der Welt und den Augendienern des Fürsten der Welt!

Es gehört ein großer Mut dazu, und es ist nur mit der Gnade Gottes möglich, den meisten ein Vergnis, ein Verdacht, ein Zweifel und allen ein Rätsel zu sein; als ein Gegenstand allgemeiner Beobachtung, als ein Mittelpunkt der verwirrtesten Gedanke und Erklärungen gefreuzigt am Wege aufgerichtet zu stehen, wo Unglaube und Übergläubigkeit und Einfaßt, Hoffart der menschlichen Wissenschaft und die untatige Niedertracht der aufgeklärten Flachheit ihre Strafen kreuzen.

Arm, in gemeinnißvoller Krankheit hilflos, gemartert, von der nächsten Umgebung nicht verstanden und daher oft unwillkürlich mißhandelt, im notwendigen Gefühl unendlicher Einsamkeit, mitten in der größten Bedrängnis anstürmender Neugier um so einsamer, weil ohne seinegleichen und in steter Erfahrung aller möglichen Verlehrtheiten und Verdächtigungen die ununterbrochene Zumutung erfahrend, nicht einen Augenblick die Geduld zu verlieren, immer gefällig, denützig, milde, weise, verständig, erbaulich nach dem Maßstabe der verschiedensten Menschen zu sein, die alle diese Forderungen nicht an sich selbst machen — wahrhaft eine Riesenaufgabe für eine arme Klosterfrau aus geringem Bauernstande, ohne andern Unterricht als ihren Katechismus, aus einer Zeit, da der höhere Geist meist aus den Klöstern gewichen war, und in der selbst nur wenige Priester die Gelegenheit gehabt haben mochten, sich in der Führung der Seelen in solchen Zuständen zu unterrichten.“

Schulterwunde. — Als Dekan Rensing die Schulter einmal fragte, ob sie wohl auch auf der Schulter eine Wunde hätte, entgegnete sie: „Unser göttlicher Heiland hat eine sehr schmerzhafte Wunde auf seiner hl. Schulter gehabt, die ihm das schwere Kreuz eingedrückt hat. Ich selbst habe diese Wunde (äußerlich) nicht; die Schmerzen davon aber habe ich schon lange in meiner Schulter gefühlt. Ich habe die hl. Schulterwunde schon von Jugend an verzehrt, weil diese Verehrung unserm lieben Heiland besonders gefällt. Als ich noch im Kloster war, hat er mir einmal geoffenbart, daß die Schulterwunde, an welche so wenig gedacht werde, Ihm sehr große Schmerzen verursacht habe, und daß es Ihm so lieb sei, wenn man sie verehre, als es Ihm lieb gewesen wäre, wenn Ihm, da er das schwere Kreuz getragen, jemand aus Mitleid daselbe abgenommen hätte, um es für Ihn nach dem Kalvarienberge zu tragen. Als Kind von sechs bis sieben Jahren habe ich, wenn ich allein war und an das Leiden des Herrn dachte, ein Stück schweres Holz oder eine andere Last, die ich kaum schleppen konnte, mir auf die Schulter gelegt.“

Eine Erzählung aus alten Tagen.

1. Kapitel. Wie Tschaka nach Harding kam.

„Debo Atosi, ja mein Herr“, sagte der alte Käidala, indem er am Eingang seiner Hütte saß und gar bedächtig eine Prise nahm, „ja, ich bin jetzt alt, uralt, einer von den Allerältesten. Ich war schon da, ehe die Amabunu (Buren) ins Land kamen, und bevor noch der schwarze Elephant (Tschaka) aus dem

Zululande hervorbrach und alle Männer des Landes bluttriefend mache."

Bewundert bestanden bei diesen Worten zwei junge Europäer ihre Blicke auf das alte Männchen mit seiner sonderbaren Gestalt. Der schwarze Gummiring hing ihm lose um den eingekrüppelten Schädel, und die langen schmächtigen Arme bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Man hätte ihn, wie er so am Boden saß, fast für ein altes, gräuliches Götzenbild halten können. Die runzeligen, mit dicken Schwielen bedeckten Knöchel, sowie eine Menge grausimmernder Narben an verschiedenen Stellen des Leibes gaben ihm ein aschfarbenes Aussehen, und man konnte ihm leicht Kredit geben für die hundert Jahre und darüber, deren er sich rühmte.

"O umlungu, weißer Mann," fuhr Keschla fort, "in jenen Tagen waren in unserm Lande die jungen, waffentragenden Männer so zahlreich wie die Maischöpflinge auf einem großen fruchtbaren Ackerfeld; aber da kamen die Zulus daher wie die Heuschrecken und fraßen sie auf.

Wir von dem Volke der Pandomissi, die wir jenseits des großen Flusses wohnten, hörten zwar gerüchtweise von dem vielen schrecklichen Morden, das überall vor sich ging, doch wir lachten nur darüber. Ja, wir lachten; Wir hatten Pferde und Assegais und einige Gewehre. Was sollten wir also fürchten?

Da eines schönen Abends — es war ein Abend gerade wie der heutige — sollten wir die Zulus zum erstenmale zu Gesicht bekommen. Es war dort, wo jetzt zu Harding das Haus des Nkosi Nkulu (Magistratsgebäude) steht. Die Knaben waren eben daran, das Vieh gegen die Kraals und in die Isibanas zu treiben. Das Vieh brüllte, die Mädchen sangen und tanzten, und die jungen Burschen ließen ihr schrilles Pfeifen hören, da erichaute ich sie von Ferne. Ich war eben damit beschäftigt, meines Vaters Herde heimzutreiben und blickte dabei ganz von ungefähr einmal über meine Achseln. Siehe, da gewahrte ich zwei Krieger, die mit langen Schritten über die mit üppigem Gras bedeckte Anhöhe herabkamen. Sie waren groß von Gestalt, und trugen als Waffen Schilde, Knotenstäbe und Assegais. Um die Knies und Ellenbogen herum waren sie mit Federn geschmückt, und auf ihren Köpfen wehten lange weiße Federbüschel.

Mit dem Angstschrei „die Zulus, die Zulus kommen!“ rannten die Weiber und Kinder fort und versickerten sich im nahen Busch. Ich aber zog mich zu den Männern im Kraale, die erregt nach ihren Knotenstäben und Assegais griffen. Nibono, unser Chef, brachte ein altes Gewehr hervor, das aber nicht losging.

Als die beiden Zulukrieger uns erblickten, warfen sie stolz die Köpfe zurück und lachten. Hau! Das tönte wie das Brüllen junger Löwen, wenn das Echo von den Hügeln widerhallt.

"Sanibona' wir jahen euch," riefen sie uns zu. Kurz und misstrauisch erwiderten wir den Gruß. Da begannen jene:

"Wir entbieten den Gruß vom König der Könige, dem großen, schwarzen Elefanten, deinen Füße die Welt erzittern machen, an euch, ihr erbärmliches Staubbürm. Zu ihm, dem Großen und Mächtigen, sollt ihr sofort euer Vieh senden und die schönsten und ammutigsten euer Töchter! Desgleichen sollen alle eure Chefs kommen und sich in Demut niederwerfen zu den Füßen Tsikatas, des großen schwarzen Elephan-

ten, — möglich, daß er euch dann euer elendes Leben schenken wird!" — So sprachen zu uns die beiden Zulukrieger.

Da erhob sich Maschlope, einer unserer tapfersten Männer, und ergoss sich in einer Flut von Schmachreden gegen die Gesandten des fremden Königs. Er nannte sie Hunde und die Söhne von Hunden, unzeitige Schlangenbrut und was ihm sonst noch gerade einfiel. Zugleich schwang er seinen Assegai und schleuderte ihn mit aller Macht gegen die Zulus. Doch der prallte wirkungslos an ihren vorgehaltenen Schilden ab, Maschlope dagegen lag in der nächsten Sekunde tot am Boden. Einer der beiden Zulus war wie ein Löwe auf ihn zugerannt und hatte ihm den Assegai von einer Seite zur andern mitten durch den Leib gestoßen!

Unser waren über hundert. Mit lautem Geschrei drangen wir sofort von allen Seiten auf die feindlichen Krieger ein, doch wir prallten an ihnen ab, wie die Wogen an einem Felsen. Fünf Minuten und ein Dutzend der Unsiigen lagen neben dem Zulu tot am Platze. Der Überlebende aber rannte schleunigst hinweg. Drobten auf dem Kamm des Hügels machte er Halt, wandte sich um und schwang drohend seinen Assegai gegen unseren Kraal mit den Worten: „Wartet nur, ich werde wiederkommen und zwar nicht alleine!“

Wir sahen ihm auf unsren Pferden nach, konnten ihn jedoch nirgends mehr erblicken. Erst ein paar Monate später sollten wir ihm abermals begegnen.

„Möge der weiße Inkos mich gütigst entschuldigen,“ schaltete hier der schwarze Erzähler ein, „daß ich sitzen bleibe. Weiß wohl, daß ich eigentlich vor euch Herrn stehen sollte, allein meine Beine sind nicht mehr so stark, als in den Tagen, da ich von den Zulus davons lief wie ein Rehbock.“

Die Erlaubnis, ruhig sitzen zu bleiben wurde natürlich gerne gewährt. Keschla beförderte mit einem weißen beinernen Löffelchen nochmals ein gehöriges Quantum Tabak in seinen breiten Gesichtsgrat und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Unsere Herzen waren schwer, weil wir den Zulu getötet hatten, und der Schatten einer großen Furcht war auf uns gefallen. Die jungen Burschen sangen nicht mehr, wenn sie ihre Pferde den Hügel hinuntertrieben, noch hörte man die Stimmen der Mädchen, wenn sie die Maiskörner zwischen den Steinen zerrieben. Über dem ganzen Lande lag etwas Schweres, wie der Himmel schwer wird, wenn ein Gewitter im Anzug ist.“

Unser Chef aber sandte Boten aus an alle umliegenden Stämme, sie möchten kommen und Hilfeleisten im Kampfe gegen die Zulus. Ich selbst wurde zu den Podos gesandt, jenseits des Flusses. Während ich nun durch die Trist watete, kam es mir vor, als wäsche das muntere Wasser all' meine düsteren Furcht hinweg, und als ich das jenseitige Ufer erreichte, schwang ich meinen Assegai wieder wie zuvor und sang aus voller Brust, denn ich war damals noch jung und voll Leben, wie ein übermüdiger Jöchl in ungebändigter Kraft.

Als ich mich dem großen Umuzi (Königskraal) nahte und die Hunderte und Hunderte von Hütten sah, und die Männer, wie sie auf ihren Rossen sich tummelten, und das Vieh, das nebenan so friedlich graste, da schwoll mir das Herz in meiner Brust und voll Selbstbewußtsein rief ich aus: „Wer kann der Macht

der Pondos widerstehen und all ihren Streitrosen? daß die Ama-Zulus nur kommen; die Pondos werden sie zurückjagen wie eine Herde Schafe!"

Ich betrat den Königstraal, huldigte in Ehrfurcht dem Nkosi Nkulu, dem großen Häuptling der Ama-Zulu und entbot ihm den Gruß Ugaskas, meines Fürsten, der da wohnte jenseits des großen Flusses.

Ich sprach von den Ama-Zulu, die gekommen seien,

unser Land aufzuspreßen, und von Tschaka, dem schwarzen Elefanten, und von einem Wort, daß alle Fürsten kommen und ihm zufällig huldigen müßten, und daß wir all' unser Vieh ausliefern müßten und unsere schönsten Mädchen....

Daß wir einen der beiden Gesandten Tschakas im Streit erschlagen hatten, erwähnte ich nicht, sondern sagte nur: "Das ist das Wort Ugashas, meines Fürsten: 'Wollen die Ama-Pondos an unserer Seite streiten, so wollen wir den Kampf aufnehmen mit den Ama-Zulus. Rufet daher alle die schwarzen Stämme zusammen, und wir werden die Zulus vertilgen, wie man die Heuschrecken verfligt auf einem Ackerfelde!'"

Da die Ama-Pondos diese Worte hörten, setzte sich der Nkosi und seine Indunas zu einer langen Beratung zusammen. Man redete lang und redete viel, denn Schrecken hatte sie ergriffen vor Tschaka, dem schwarzen Elefanten, und seinen Soldaten. Ihre endgültige Entscheidung aber war diese: "Sage Ugasha, deinem Fürsten, daß, wenn der Zulu an den Umtamvuna kommt, die Ama-Pondos kämpfen werden. Ist aber dem Ugasha bange vor den Ama-Zulus, dann möge er sich verstecken im Walde Ingeli."

Das war kein guter Bescheid. — Mit gebrochenem Herzen wandte ich mich und kehrte traurig den Weg zurück, den ich kurz zuvor so mutig und hoffnungsvoll gekommen war. —

(Fortsetzung folgt.)

Liwa wird von drei Seiten vom großen Kei-River umflossen und ist von der vierten von hohen Bergen eingeschlossen — haben wir nur geringe Aussicht, die Zahl der Schüler noch viel höher zu schrauben, höchstens, daß wir es noch auf 60 bringen können. Bis jetzt war die dortige Schule nur eine private. Am 3. Juni 1909 kam ein von der Regierung gesandter Inspector und nahm daselbst die erste staatliche Prüfung



Bei der Großmutter. Gemälde von W. Haselmann.

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. M. M.

Unsere Außen Schule in Saliva zählt gegenwärtig 45 Kinder. Wegen der Isolierung des Platzes — Sa-

vor. Er war mit den Leistungen der Kinder sehr zufrieden und sprach sich offen in höchst befriedigender Weise darüber aus.

Am folgenden Tag besuchte er die erst kürzlich eröffnete Schule in Zigudu. Er fand daselbst 85 Kinder vor und konnte sich nicht genug wundern über das rasche Aufblühen dieser Schule und die Fortschritte dieser sonst so übel beleumundeten Tembu-Kinder. Beide Schulen, Saliva sowohl wie Zigudu, wurden noch am